



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

ROBERT VITTOZ

Jenseits
DER WÄLDER

starkund**mutig**

1. Auflage 2020 (CLV)

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der Brunnen Verlag GmbH. Die Originalausgabe erschien zuerst unter dem Titel *Terres glacées*, die deutschsprachige Ausgabe unter dem Titel *Pionier unter Rothäuten* im Gotthelf-Verlag, Zürich. Die 7. Auflage erschien – unter dem Titel *Jenseits der Wälder* – zuletzt 1999 im Brunnen Verlag, www.brunnen-verlag.de.

© der Lizenz-Ausgabe 2020
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Satz: Anne Caspari, Marienheide
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256393
ISBN 978-3-86699-393-8



INHALTSVERZEICHNIS

DER INDIANER IST VERSCHWUNDEN!_____	8
IM HUNDESCHLITTEN _____	36
MUSTAGAN, DER Schlittenführer _____	58
IM RINDENKANU _____	76
KAHWONABY, DER STEUERMANN _____	88
DIE SPRECHENDE RINDE_____	104
DIE WOLFSHUNDE_____	116
DAS TOTEM _____	144
GLAUBENSKAMPF _____	172
BEI DEN BLUTRÄCHERN _____	196
DER SEEHUND _____	214
DER INDIANER IST GEFUNDEN! _____	238

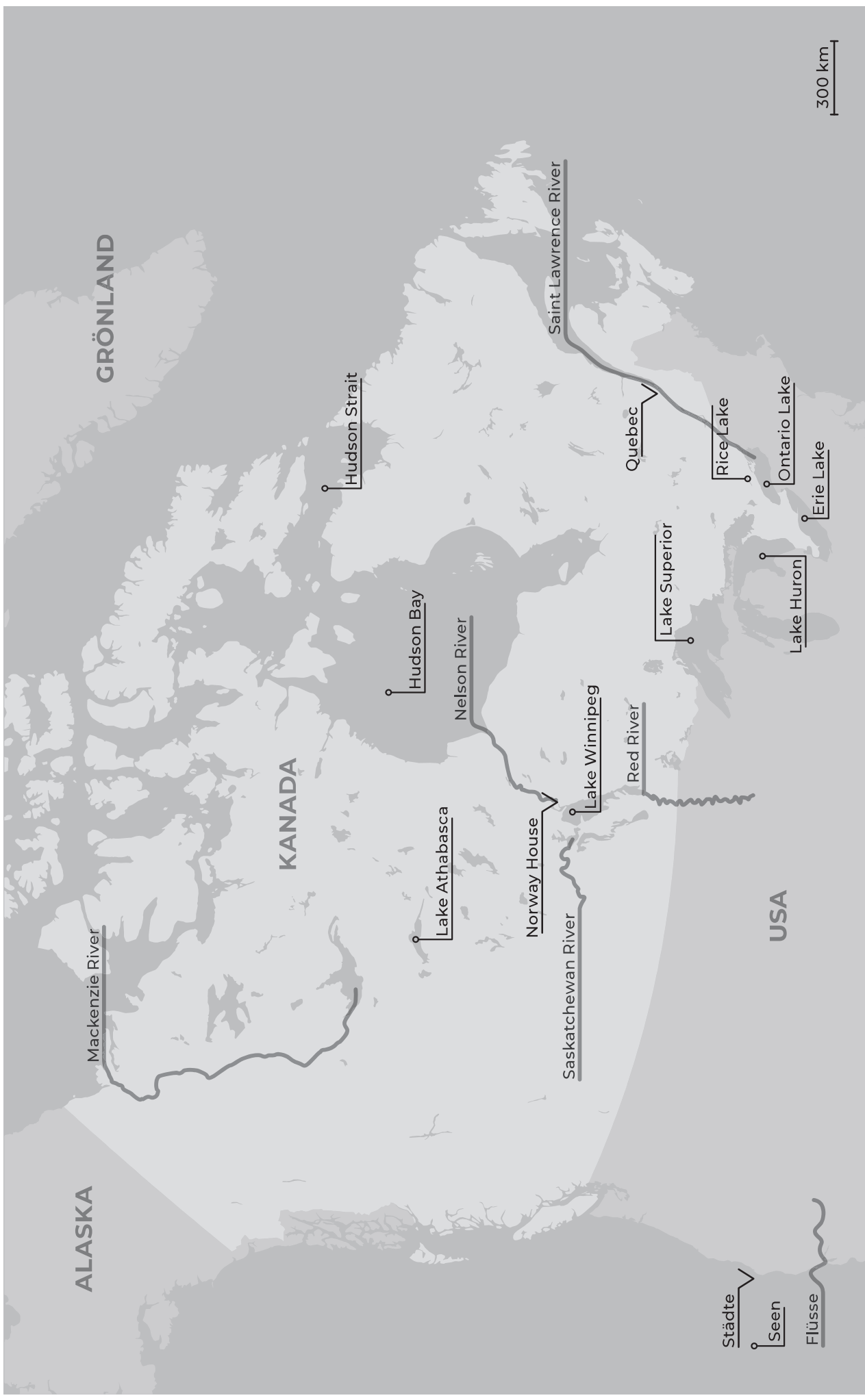
James Evans schrieb auf seinen Reisen Tagebuch. Dieses wurde leider verbrannt. Ich habe versucht, es zu rekonstruieren, und zwar auf der Grundlage folgender Werke:

L'apôtre du Nord, Biografie, geschrieben vom Missionar Young.

Sur les pistes glacées, über die Reisen des Missionars Young.

Verschiedene Veröffentlichungen der Mährischen Mission.

Von Grönland zum Stillen Ozean, von Knud Rasmussen.



ALASKA

Mackenzie River

GRÖNLAND

KANADA

Lake Athabasca

Hudson Strait

Norway House

Nelson River

Saskatchewan River

Lake Winnipeg

Saint Lawrence River

Quebec

Red River

Lake Superior

Rice Lake

USA

Lake Huron

Ontario Lake

Erie Lake

Städte

Seen

Flüsse

300 km

DER INDIANER IST VERSCHWUNDEN!



DIE LICHTUNG

Mein Leben ist bestimmt worden durch ein Erlebnis in meiner Jugendzeit. Wir lebten in Kanada, in Quebec. Es war im Jahr 1811, und ich war zehn Jahre alt. Eines Abends sagte unser Vater:

»Ihr Kinder müsst euch jetzt in Acht nehmen. Im Wald drüben lagert ein Indianerstamm. Sie entführen Kinder. Bleibt in der Nähe des Hauses und macht keine Abstecher auf dem Schulweg.«

Am nächsten Morgen in der Schule redeten wir von nichts anderem als von den Indianern. Unsere Neugier war aufs Höchste gereizt, jeder wollte die Indianer sehen, mit ihnen sprechen, sie berühren. Indianern begegneten wir auf den Straßen Quebecs zwar dauernd, doch sie lebten unter Weißen und waren nicht mehr interessant. Aber ein richtiger Indianerstamm, der im Wald lagerte, das musste wunderbar sein!

Zu Hause erzählten wir, was die Schulkameraden gesagt hatten. Meine Eltern erschraaken, als sie meine kindliche Begeisterung sahen.

»Sei vorsichtig, geh nicht vom Haus weg, sie sind sehr gefährlich. Sie sind schrecklich anzusehen, diese wild lebenden Indianer ... Sie haben schon Kinder entführt.«

In der Tat war ich der Gefahr stärker ausgesetzt als meine Schulkameraden, denn wir wohnten am Stadtrand, nicht weit vom Wald. Die Angst meiner Eltern war also ganz verständlich. Durch ihre ängstlichen Ermahnungen wurde jedoch meine Neugier nicht abgemindert. Im Gegenteil, mein Verlangen, die Indianer zu sehen, wuchs nur noch mehr.

Der Wunsch ging in Erfüllung – schneller, als ich dachte.

16. Juni 1877

Es kam so plötzlich, ich bin so überrascht, dass ich nicht einmal auf den Gedanken komme zu schreien. Eine große bräunliche Gestalt springt in einem Wirbel bunter Federn aus dem Wald hervor, und bevor ich mich versehe, hat mich der Mensch gepackt.

Er läuft in großen Sätzen, er trägt mich, als sei ich nur ein winziges Kaninchen. Habe ich Angst? Kaum. Sicher nimmt er mich ins Lager mit. Meine Neugier, es zu sehen, übertönt meine Angst.

Au! Ein Zweig hat mir die Haut aufgeschrammt.

»Passen Sie doch auf, Herr Indianer!« O weh, und jetzt weine ich, nicht vor Angst, sondern vor Wut. Die Indianer möchte ich schon sehen, aber nicht zerkratzt werden von den Bäumen! Und außerdem sind die Indianer stolz. Ich will auf würdige Art bei ihnen ankommen, auf meinen eigenen Füßen. Ich brülle, ich versuche, mich an den Zweigen festzuhalten.

Um mich zu bändigen, umklammert mich mein Entführer nur noch fester. Meine Beine strampeln wütend hin und her. Ich kriege keine Luft mehr, ich komme mir ganz dumm vor. »Lass mich los, Indianer, setz mich auf die Erde! Ich komme ja mit, aber ich will mit erhobenem Kopf gehen.« Der Indianer gibt nach. Ich bin so überrascht, als ich plötzlich wieder senkrecht auf dem Boden stehe, dass ich mit benommenem Kopf hin- und hertaumele. Halb ärgerlich, halb lachend sieht mich der Indianer an. Er staunt: »Was du für helle Augen hast, Kind.« Mit seinem Lächeln besiegt er meine schlechte Laune. Ich nehme seine Hand, und wir gehen als gute Freunde weiter.

Zwischen den Bäumen erkenne ich jetzt hohe, kegelförmige Hütten, aus deren Spitzen Rauchwölkchen hochsteigen. Wir sind angekommen.

Ich schaue mich nach allen Seiten um. Wundervoll liegt dieses kleine Dorf in der Waldlichtung. Ich höre Rufe. Es ist eine hässliche Sprache, sie tut mir in den Ohren weh. Die Gesichter sind dagegen seltsam ruhig. Trotz der harten Kehllaute umgibt die Hütten eine geheimnisvolle Stille.

Unter einer großen Tanne spielen Kinder, fast nackt. Ich gehe auf sie zu, sie sehen mich einen Augenblick lang an und spielen weiter. Wie wendig sie sind! Einige Jungen haben unter einer Birke ein großes Stück Baumrinde aufgestellt, das wie ein Fuchs aussieht, und üben sich darin, es mit ihren Pfeilen zu durchlöchern. Ihr Geschick erstaunt mich ebenso wie ihre Kraft.

Wieso ist es plötzlich dämmerig? Ich bin so versunken gewesen in die Spiele der Kinder und in das Kommen und Gehen dieser prächtigen Indianer, dass ich ans Heimgehen nicht gedacht habe. Plötzlich überfällt mich die Abendkühle. Der Wald ist schon voller dunkler Schatten. Alle gehen in ihre Hütten. Ich selbst schließe mich ganz selbstverständlich dem Indianer an, der mich hergebracht hat.

Er hebt das große Fell hoch, mit dem sein Wigwam bedeckt ist, und wir gehen hinein. In der Mitte lodert ein großes Feuer, ich setze mich auf einen Haufen trockener Zweige. An den Pfählen, die das Dach tragen, baumeln drei komische moosgefüllte Säcke. Aus dem einen kommt von Zeit zu Zeit ein Klage laut. Was für ein Tierchen hat man darin wohl einquartiert? Eine der Frauen steht auf und sieht hinein. Ach so, es ist ein Baby.

Die Indianer, die ums Feuer sitzen, streiten. Wie rau sie ist, diese unverständliche Sprache! Sie passt eher zu Wölfen als zu Menschen. Und wie heftig und gewalttätig die Bewegungen beim Reden sind, schneidend wie ein Kriegsbeil! Nur die Gesichter bleiben sonderbarerweise unbewegt. Die zuckenden Lichter des Feuers betonen die ohnehin schon so energischen Züge und malen auf die bronzefarbene Haut fahle rötliche Reflexe. Die Gemüter erhitzen sich immer mehr, die Blicke weisen auf mich. In den funkelnden schwarzen Augen spüre ich Hass. Ich sehe das Aufblitzen von Rachsucht ... Mir wird immer unbehaglicher zumute, ich bekomme Angst. Wohin soll ich fliehen? Ich suche Schutz bei meinem Freund. Ist er überhaupt mein Freund, er, der mich entführt hat? Jedenfalls kenne ich ihn, sogar ganz aus der Nähe. Wir haben im Wald miteinander gerungen, also sind wir Freunde. Er hat seine Hand auf meinen Kopf gelegt, seine langen, sehnigen Finger spielen mit meinen Haaren ... Ich blicke ihn an. Er will den anderen irgendetwas klarmachen. Sein energisches Gesicht verrät Entmutigung. Er führt einen Wortwechsel mit einem alten Mann, der wild und grausam aussieht. Der Alte braust auf, unterstreicht seine Worte mit heftigen Gebärden und befiehlt etwas. Mein Freund verteidigt seine Meinung, aber dann scheint er sich zu beugen. Er tut mir leid, sein Blick ist traurig und bedrückt. Ich sehe zu ihm auf und frage:

»Warum bist du so traurig?«

Über die gewaltige Gestalt mit der Bronzehaut läuft ein leises Zittern. Er neigt sich mir zu, es kommt mir vor, als zittere er vor seinem kleinen Gefangenen.

Jetzt richtet er sich wieder auf, beschließt den Streit mit einem kurzen Satz, hart wie der Spruch eines Richters, und macht mit den Armen eine weite, offene Bewegung ...

Alle verstummen.

Die Glut wird mit Asche zugedeckt. Jeder wickelt sich in eine Decke und legt sich auf die Matte. Ich rücke eng an meinen Freund.

In der Hütte herrscht vollkommene Stille. Alle liegen unbeweglich da und schlafen. Am Rand der Lichtung kläfft ein Fuchs.

Noch immer liege ich wach. Ich denke an meine Mutter ... Aber nur flüchtig. Eine Menge anderer Bilder stürmen auf mich ein. Alle Ereignisse dieses ungewöhnlichen Tages steigen vor mir auf, mit Ungeduld denke ich an morgen und mache Pläne. Ich werde versuchen, mit den Kindern zu sprechen. Ob sie in der großen Hütte hinten Tiere haben?

Mein Freund hat sich bewegt. Unmerklich richtet er sich auf, horcht, wartet ab und schält sich lautlos aus der Decke. Ich sehe seine Augen glänzen. Er legt mir seinen Finger auf den Mund, dass ich schweigen soll. Dann nimmt er mich, hebt mich behutsam auf, steigt über die Beine der Schlafenden hinweg, schiebt das Fell am Eingang vorsichtig zur Seite. Das matte Licht des Mondes erhellt für einen Augenblick den Wigwam. Schon sind wir draußen und im Wald.

»Wohin gehst du?«

Er eilt lautlos voran. Der Wald ist rabenschwarz. Ich habe Angst, mich an den Zweigen zu kratzen, und drücke mich an seine Schulter. Aber der Indianer läuft so sicher, als sei es heller Tag, er tut keinen falschen Tritt, er stößt gegen keinen Stamm. Jetzt schimmert ein Licht. Muss da nicht unser Haus liegen? Meine Eltern haben sicherlich nicht schlafen können, weil sie in Sorge sind. Ja, ihr Fenster steht trotz der späten Nachtstunde offen.

Wir sind da. Der Indianer setzt mich wie etwas leicht Zerbrechliches zu Boden und ruft:

»Bleichgesicht! Hier ist dein Sohn. Ihr hasst uns, ihr verfolgt uns, aber trotzdem habe ich zu mir gesagt: ›Du rächst dich nicht an einem Kind!‹ Ich bringe es dir wieder. Sag ihm, wenn er groß ist, er soll Erbarmen haben mit den Indianern, den immer Gejagten, aus ihren Dörfern Vertriebenen. Leb wohl, Kleiner.«

Mit wenigen Sprüngen erreicht er den Waldrand. Verdutzt rufe ich ihm nach:

»Geh nicht weg!«

Schon hat mich meine Mutter in die Arme geschlossen und küsst mich mit heftiger Freude. Hastig gebe auch ich ihr einen Kuss, dann mache ich mich los:

»Mama, ruf ihn doch zurück, den Indianer!«

Meine Eltern begreifen nicht. Ich erzähle ihnen von meinem Freund. Sie sind bestürzt darüber, dass ich den, der mich entführt hat, wiedersehen möchte.

Da rufe ich selbst in die Nacht hinaus. Als einzige Antwort kommt das Bellen eines Fuchses. Der Indianer ist verschwunden.

Am nächsten Tag spiele ich die ganze Zeit in der Nähe unseres Hauses, den Blick immer auf den Wald gerichtet. Aber der Indianer kommt nicht wieder.

Ich freue mich, bei meinen Eltern zu sein, ja, aber je mehr sie mich mit Zärtlichkeit und Liebe überschütten, desto mehr kommt mir alles langweilig und öde vor: mein lächerliches Spielzeug, unser gut geharkter Garten, selbst der Geruch der Süßigkeiten ... Ich habe Sehnsucht nach der Lichtung, ich will den scharfen Rauchgeruch des Wigwams wieder atmen.

Am Tag danach liegt über dem Wald eine dicke Rauchwolke.
Was kann das bedeuten?

Meine Mutter überwacht mich vom Fenster aus, sie lässt mich nicht aus ihren Augen.

Doch das Ziel aller meiner Träume blieb die Waldlichtung. Ich hatte dort einen Eindruck empfangen, von dem ich nie mehr loskam. Seit dieser Zeit verstand ich auch das Sprichwort der Indianer: »Wer einmal Wasser aus dem Roten Fluss getrunken hat, den wird für immer danach dürsten.«

19. Juni 1877

Dieser Fußpfad – ja, hierher muss er gehen. Und dort der große Baum, sind wir nicht an ihm vorbeigekommen?

Vor mir sehe ich die Lichtung, aber wo sind die Hütten? Alles ist verlassen, die Indianer sind verschwunden!

Der Boden ist mit Asche bedeckt, den Überresten eines großen Brandes. Auf einer kleinen Erhebung neben der alten Tanne entdecke ich ein Zeichen, eine Inschrift. Auf ein großes Stück Baumrinde ist mit weißer Farbe der Kopf eines Rentiers gemalt, ein Rentierkopf mit breitem Geweih.

Traurig gehe ich nach Hause. Werde ich meinen Indianer je im Leben wiedersehen?

Meine Mutter empfängt mich tränenüberströmt. Sie hat in größter Angst geschwebt.

»Was möchtest du denn eigentlich? Hast du es bei uns nicht gut?«